



ES WAR EINMAL ...

23. Oktober 2016

Alfred Keils Kolumne

ES WAR EINMAL EINE 19-JÄHRIGE. Sie verdrehte mir den Kopf mit Blicken und Hantierungen. Aber nicht auf schamlose Weise, sondern sanft und liebevoll.

Ich selbst war ein Jahr jünger und so prüde wie Wilhelm Buschs fromme Helene am Ende ihres Lebens. Aber ich schrieb ihr himmelschreiende Gedichte und spornte sie dadurch unaufhörlich an. Auf ihrem Nachtschränkchen stand ein Foto von mir. In der Öffentlichkeit jedoch gab sie sich äußerst zurückhaltend.

Die Öffentlichkeit, das war der große Speisesaal im Königsteiner Schülerheim, in dem ich damals wohnte. Renate arbeitete in der Küche und trug mit zwei anderen Frauen die dampfenden Schüsseln zu unseren Tischen.

Wenn sie mich auf der Treppe oder draußen im Hof wie zufällig berührte, bekam ich eine Gänsehaut, meine Bewegungen schliefen ein, ich täuschte Unwohlsein vor, und niemand kam auf die Idee, dass mich eine blonde junge Frau in Acht und Bann geschlagen hatte.

Dann kam der Sonntagmorgen, an dem ich neugierig die ungenutzten Räume der Villa Andreae erkundete. Ich entdeckte eine ausrangierte Orgel. Nur ein schmaler Gang führte an ihr vorbei. Gerade als ich begann, das Gerümpel wegzuräumen, um an das verdreckte Manual zu gelangen und die Register zu ziehen, stand sie vor mir, umarmte mich, und zum ersten Mal ging sie weiter. Ihre Lippen, ihre Hände warfen einen glühendheißen Schüttelfrost über mich, ich sank rückwärts auf einen mehligem Tapeziertisch. Renate suchte neben mir Platz, runde Makellosigkeit befreite sich aus ihrem Dirndl. Sie fühlte meinen Puls, fragte, was

denn passiert sei. Wie ein Sterbender flüsterte ich: "Der Pfadfinder ist rein in Gedanken, Worten und Taten . . ." Gleichzeitig sehnte ich mich nach der Fortsetzung ihrer Liebkosungen. Mein Herz stolperte und schaffte es nicht mehr, ihren Namen zu flüstern.

Renate küsste mich noch einmal, ließ von mir ab und entfernte sich langsam. Noch in Hörweite sagte sie: "Heute Abend gehe ich ins Kino. Ich warte am Eingang auf dich."

Von der Handlung habe ich so gut wie gar nichts mitbekommen. Nur eins weiß ich noch. Es ging um einen chinesischen Schurken namens Dr. Fu Manchu. Fast zwei Stunden hielt ich ihre lebendige Hand. Auch auf dem Heimweg. Erst am bronzenen Falkner auf dem Felsen vor dem Tor ließen wir einander los. Renate hatte einen Schlüssel, und so fielen wir nicht auf. Auch diesmal blieb ich ein braver Junge, ein standhafter Pfadfinder. Ich schlich zur Stube, in der die anderen so taten, als schliefen sie.

Am Mittwoch hatten wir ein Fußballspiel. Ich war so in Form, dass ich den Boden unter den Füßen nicht spürte. Ich schoss vier Tore. Zwei Freistöße, einen Elfmeter und einen Fallrückzieher.

Am Samstag platzte Vater in mein Leben, um mich und meine Habe abzuholen. Er hatte mich im Heim und an der Schule abgemeldet, weil er um meine Versetzung fürchtete. Das haben Paradiese so an sich, dass man aus ihnen vertrieben wird. Volljährig waren wir damals erst mit einundzwanzig. Mein Veto hätte also nichts gebracht. Künftig sollte ich die Anstalt besuchen, die der alte Herr selbst durchlaufen hatte, das Aufbaugymnasium in der Friedberger Burg.

Auch hier gab es Probleme. Nicht nur, dass meine Fußballerkarriere nach einem spektakulären Eigentor zu Ende ging, sie brachten mich auch in die Klinik, weil mein Asthma keinen Schulbesuch mehr zuließ. Erst zwei Monate später griff ich zu Feder und

Papier, um Renate einen ausführlichen Bericht zu schreiben. Ein im Krankenbett verfasstes Liebesgedicht legte ich bei. Lange wartete ich auf Antwort. Aber die Antwort blieb aus. Hatte ich die Ungehörigkeit dieses Glücks nur geträumt?